

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1.80 M., für 2 Monate 1.20 M., für 1 Monat 60 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Chefredaktion:  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

Inserate werden die 5 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Deutsch-Ostafrika.

I.

Leipzig, 5. Februar.

Wie steht es um die deutschen Schutzgebiete in Ostafrika? Hören wir auch darüber die amtliche Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1896/97, nach der in diesen Blättern die Lage in Westafrika und Südwestafrika geschildert worden ist.

Im ganzen deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiete leben 793 Deutsche, darunter 342 Beamte und Militärs, 61 in landwirtschaftlichen Berufen Thätige, 44 Gewerbetreibende, 85 Handelsreisende, 261 im Missionärsdienste Thätige.

Wie die Denkschrift behauptet, „finden sich die Ansichten der besten Kenner unserer Kolonie dahin zusammen, daß das Klima der Hochplateaus sowie der Mittelgebirge Deutsch-Ostafrikas keineswegs ungeeignet für die Besiedelung dieser Bezirke mit Europäern ist und daß möglicherweise in nicht allzu ferner Zeit Deutsch-Ostafrika auch als Ackerbaukolonie in Betracht kommen kann. Die Vorbedingung dafür ist allerdings, daß die Hochplateaus und die Gebirge durch Verkehrswege mit der Küste in Verbindung gebracht werden. Auf dem Wege von der Küste ins Gebirge hat der Einwanderer die die Malaria beherrschenden Niederungen zu durchschreiten, wo er den Krankheitskeim oft genug in sich aufnimmt. Die Fiebererkrankungen, die den Europäer alsbald nach seiner Ankunft auf den Plateaus und im Gebirge nicht selten befallen und an denen er oft noch monatelang nach der Ankunft zu leiden hat, sind in der Ebene aufgefressen. Nach längerer Zeit pflegt die mitgebrachte Malaria im Höhenklima von selbst nachzulassen; bei geeigneter ärztlicher Behandlung aber wird es zweifellos gelingen, die Genesung in kurzer Zeit herbeizuführen. Einmal heimisch geworden auf dem Hochplateau oder im Gebirge, bleibt der Europäer trotz energischer Arbeit andauernd fieberfrei. In den Küstenbezirken dagegen muß ein andauernder Kampf gegen die Malaria geführt werden. Dieser Kampf ist nicht leicht, aber doch nicht aussichtslos.“

Dazu drohen dem Schutzgebiete die Gefahren der Einschleppung von Seuchen, so die Pestgefahr aus Indien, mit dem „ein reger Handelsverkehr“ besteht. Es „erscheint deshalb wünschenswert, in Tanga eine regelrechte Quarantänestation einzurichten. Mit den Vorarbeiten dazu ist bereits begonnen.“

An Todesfällen hatte die Europäerbevolkerung der Kolonie bei einem Stande von 839 Köpfen am 1. Januar 1897 im Jahre 1896 (vom 1. Januar 1896 bis 31. Dezember 1896) 40 zu verzeichnen. Es starben 31 Personen an klimatischen, 9 an anderen Krankheiten. Die Sterblichkeit unter der farbigen Bevölkerung entzieht sich jeder Berechnung. Bei der Schutztruppe kamen laut Rapport 1896/97 (vom 1. April 1896 bis 31. März 1897) unter 1510 Farbigen 42 Todesfälle vor, von denen 25 durch Krankheiten, 17 durch Verwundungen, Unglücksfälle und dergleichen bedingt waren.

Nun zu den wirtschaftlichen Zuständen! Die Denkschrift entwirft ein interessantes Bild von der Betriebsweise der Eingeborenen.

Die aus der Urzeit stammende Wirtschaftsform der Eingeborenen, der Hackbau, wird, so liest man da, trotz seiner geringen Zweckmäßigkeit und der zahlreichen Schäden, die er im Besonderen, nicht so bald durch ein entwickelteres System ersetzt werden können; dazu wäre Voraussetzung die erhebliche Emporhebung des Regers zu einer Kulturstufe, die er in absehbaren Zeiten aus sich selbst heraus nicht erreichen wird. So ist denn auch trotz aller getroffenen Maßnahmen in zwei wichtigen Dingen ein Erfolg bisher nicht erzielt worden, nämlich bezüglich der Bekämpfung des Wildbrennens und der Einführung verbesserter Werkzeuge. Mangels jeglicher Dichtung muß ein fortwährender Wechsel der bebauten Flächen stattfinden. Das einfachste Mittel der Urbarmachung ist das Brennen; da es auch — mangels guter Wege — vorgenommen wird, um den Fußgängerverkehr im Lande zu erleichtern, schließlich auch zu Zwecken der Jagd, so brennt alljährlich, oft zweimal und mehr, die größere Hälfte der bewachsenen Bodenfläche ab. Damit ist für weite Gebiete die natürliche Selbstaufrichtung ausgeschlossen und statt des Steppenwaldes gewinnt der dicke Busch überall an Raum. Darunter leiden dann wieder die Wasserverteilung und mit ihr die Kultivierbarkeit der Flächen überhaupt. Auch nach einer anderen Seite hin wirkt dieser landwirtschaftliche Raubbau kulturfeindlich; der alle paar Jahre eintretende Flächenwechsel verhindert ein wirklich festhaftes Leben, denn der Wechsel findet nicht von Feld zu Feld, sondern von Wasserstelle zu Wasserstelle statt, so daß man vielfach schon nach 3 oder 4 Jahren Dörfer meilenweit von der Stelle entseht findet, wo ihr Name auf der Karte eingetragen ist. Somit lebt ein großer Teil der sogenannten festhaften Bevölkerung des Schutzgebietes in einem Zustande halben Nomadentums und wird schwer für die Zweckmäßigkeit rationalen Erbauens zu gewinnen sein.

Für die Einführung verbesserter Werkzeuge wirkt das Beispiel der Regierungspflanzungen, wo der farbige Tagelöhner gewöhnt wird, statt der leichten kurzgezielten Messerhaden europäischer Spaten und die langstielige Hacke der Ostasiaten (Schantgoll) zu handhaben. Als ganz erfolglos sind die Bemühungen des Wanderlehrers zur Einführung des Pfluges ausgefallen. Nur am Nyassa hat ein Araber Pflug und Ochsengehirn leihweise erhalten.

Ebenso schwer ist es, neue Feldfrüchte einzuführen. Es ist eigenartig, daß viele Stämme immer nur bestimmte Fruchtarten anbauen. Wenn demgegenüber aus Amerika stammende Pflanzen, wie Mais, Bohne, Manjot, Watate (süße Kartoffel: Kasi) ungeheuer rasch ihre Einführung durch den ganzen Erdteil erlebt haben, so liegt das daran, daß ihre äußerst leichte Kultur, die nur den Hackbau erfordert, der Trägheit des Regers besonders zusetzt. Vielfach sind Versuche gemacht, die Leute zum ausgebehrenen Anbau der Erdnuss zu bewegen, bisher aber mit recht wenig Erfolg. Bei den Wayao

und Makua im Viktoria-Seegebiet, wo diese Frucht bereits länger angebaut wurde, besteht noch am meisten Mangel. Außerdem baut Unantwesi viel Erdnüsse, die jedoch wegen der enormen Transportkosten für den Weltmarkt nicht in Betracht kommen.“

Ob die Einführung einer in Naturalien, besonders Erdnüssen, zu entrichtenden Einkommensteuer, wie die Denkschrift hofft, den Anbau dieser Frucht heben wird, steht auf einem anderen Blatte; die bisherigen Erfahrungen sprechen kaum dafür.

Der Viehstand soll sich heben; nächst dem Rinde ist der Esel, das Meistvieh für die Expeditionen, das wichtigste Nutzvieh.

Europäische Pflanzungs-Unternehmungen giebt es zehn (8 Gesellschaften, 2 Einzelunternehmer) auf insgesamt 23 Pflanzungen. 8 Pflanzungen befinden sich im Küstengebiet, bei Tanga und Mtwaa, davon treiben 7 fast ausschließlich Kolonialpflanzen-Kultur und 1 Bananenbau. Eine Pflanzung befindet sich im Binnenland und baut Liberia-Kaffee. 14 Pflanzungen liegen auf den Usambara-Bergen (davon nur 1 in West-Usambara) und treiben in erster Linie den Bau von arabischem Kaffee. Nicht eingeschlossen in diese Zahlen sind einige kleinere wirtschaftliche Unternehmungen im Küstengebiet, die noch in dem ersten Entwicklungsstadium sich befinden.

Es sind bereits wieder mehrere und zwar sehr große Pflanzungsunternehmungen im Entstehen begriffen.

Was die Kolonialpflanzungen betrifft, „so kann von einem Ertrage derselben natürlich noch nicht die Rede sein, da der Baum vor dem 6. bis 7. Jahre nicht zu tragen beginnt“. Die Zahl der ausgepflanzten Palmen beträgt im ganzen etwa 386000 Stück. Die Liberia-Kaffee-Pflanzung in Bondei, also im Binnenlande, war von der westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft als Versuch angelegt. „Er ist vorläufig überraschend gut gelungen.“

Die hauptsächlichste Kulturpflanze, auf der das weitest meiste Kapital und die meiste Arbeit verwendet ist, bleibt, so heißt es in der Denkschrift, wie bisher der ein Höhenklima verlangende arabische Kaffee.

Wie ist es mit der in Afrika so wichtigen Arbeiterfrage? „Die Arbeiterfrage ist nicht so bedenklich. . . Das beste Zeichen dafür ist, daß die ostafrikanischen Arbeiter, ohne die man früher nicht arbeiten zu können glaubte, fast ganz verschwunden sind. Auf sämtlichen Pflanzungen zusammen arbeiten kaum noch 100 Ostasiaten. Seit etwa 1 1/2 Jahr ist überhaupt kein ostafrikanischer Arbeiter mehr eingeführt. Die Nachfrage nach Arbeitern ist dabei, wie sich schon nach den Leistungen der Pflanzungen in diesem Jahre ergibt, in einem sehr schnellen Tempo gewachsen. Man kann annehmen, daß die Zahl der Arbeiter seit Anfang vorigen Jahres sich mindestens verdoppelt hat. Zur Zeit dürften bei den Pflanzungen und der Bahnen etwa 5000 Arbeiter beschäftigt sein. Es ist naturgemäß, daß bei einer so schnell sich mehrenden Nachfrage nach Arbeitskräften in einem Lande, wo geordnete Arbeit bisher unbekannt war, Störungen eintreten müssen, aber von diesen vorübergehenden Missetänden abgesehen, können die Arbeiterverhältnisse im allgemeinen als nicht ungünstig bezeichnet werden.“

## Seuilleton.

Nachdruck verboten.

### Zwei Brüder.

Von Guy de Maupassant.

Autorkierte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becker.

Aber Vater Roland trank nicht. Er sah sein Glas an, sein volles Glas, mit dem köstlichen, golden schimmernden Wein, dessen leichte, berausende Seele mit den kleinen Blasen, die vom Grund des Kristallkelches aufstiegen, heftig und rasch, als ob sie es eilig hätten, sich zu verflüchtigen, dahinflug.

Mit dem Mißtrauen, womit ein Fuchs eine tote Henne beschnuppert, unter welcher er eine Falle wittert, sah Vater Roland den perlenden Wein an und fragte zögernd: „Du glaubst also, daß es mir sehr schaden würde?“

Peter empfand eine Art von Gewissensbiss und warf sich vor, daß er die anderen unter seiner Verstimmung leiden lasse.

„Nun, nun, dies eine Mal kannst Du ihn ja wohl trinken,“ sagte er tröstend, „aber halte Maß und laß es Dir nicht zur Gewohnheit werden.“

Da erhob der Vater sein Glas, konnte sich aber noch nicht entschließen, es an die Lippen zu führen. Er hielt es vor sich hin und sah es wehmütig, von Begierde und Furcht erfüllt, an, dann roch er an den Wein, kostete ihn und trank in kleinen Schlucken, langsam, mit der Zunge prüfend, das Herz voll Angst, Schwachheit und Gelüste, und sobald er den letzten Tropfen verschluckt, von tiefer Bequemtheit erfüllt, lag der Genuß nun zu Ende.

Plötzlich begegnete Peter Frau Rosemilys Witz; klar, durchdringend und fest waren die blauen Augen auf ihn gerichtet, und er ahnte, fühlte, las in ihnen, was die kleine Frau mit ihrem rechtshaffenen, einfachen Sinn und Verstand dachte, und wie empört sie in ihrem Innern zu ihm sagte: „Du bist neidisch — Du solltest dich schämen.“

Er senkte das Haupt und machte sich mit seinem Teller zu schaffen. Appetit hatte er nicht; nichts wollte ihm schmecken; ein Verlangen, fortzugehen, quälte ihn, eine Sehnsucht, nicht mehr unter diesen Menschen zu sein, sie nicht mehr schauen, scherzen und lachen zu hören.

Indessen fing der perlende Champagner-Papa Rolands Seelenfrieden wieder zu stören an, die ärztlichen Ratschläge seines Sohnes gerieten etwas in Vergessenheit, und er liebäugelte mit einer beinahe vollen Flasche, die neben seinem Teller stand.

Aus Furcht vor einer neuen Verwarnung wagte er jedoch nicht sie zu berühren und befann sich im stillen auf irgend ein Taschenspielerkunststück, um sich ihrer zu bemächtigen, ohne daß Peter, es bekritteln könnte. Endlich geriet er auf eine nahe liegende List; er nahm die Flasche nachlässig und gleichmütig zur Hand, streckte den Arm quer über den Tisch und begann in erster Binde des Doktors eben geleertes Glas zu füllen, worauf er bei allen anderen ein gleiches that, und als schließlich das seinige an die Reihe kam, sprach er so laut und lebendig, daß es jedenfalls nur aus Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit geschehen sein konnte, daß er sich ebenfalls etwas eingoß, was übrigens von keinem Menschen bemerkt wurde.

Peter trank stark, ohne sich dessen bewußt zu sein. Nervös und erbittert, wie er war, führte er alle Augenblicke ganz gedankenlos den hohen, schlanke Kristallkelch, in dessen

durchsichtigen, schäumendem Inhalt man die Bläschen in die Höhe schießen sah, an die Lippen, äußerst langsam und bedächtig schlürfend, um möglichst lang den angenehmen Nügel der sich verflüchtigen Kohlensäure auf der Zunge zu spüren.

Allmählich durchströmte eine wohlige Wärme seinen Körper, die vom Magen an, von ihrem Feuerherd, aufsteigend, seine Brust erfüllte, dann die Glieder ergriff und sich durch alle Adern und über jeden Nerv verbreitete, wie eine lauwarme, wohlthätige, Freude bringende Welle.

Er fing an, sich behaglich zu fühlen, Berstimmung und Verdruß schwanden, und der Entschluß, am selben Abend noch mit dem Bruder zu sprechen, geriet ins Schwanken, ohne daß er jedoch daran gedacht hätte, denselben ganz aufzugeben — nur verschoben wollte er die Ausführung; um sich selbst nicht allzu früh um sein Wohlbehagen zu bringen.

Zuguterletzt erhob sich Beausire, um einen Trinkspruch auszubringen.

Nachdem er sich in die Runde verneigt, begann er: „Meine huldvollen Damen! Verehrte Herren! Wir sind hier vereint, um ein freudiges Ereignis, das einen unserer Freunde betrafen, zu feiern. Man hat häufig behauptet, Frau Fortuna sei blind, ich meldesteils glaube einfach, daß sie bisher entweder schlechter Laune oder sehr kurzsichtig gewesen, welche letzterem Mangel sie durch Ankauf eines Lortrefflichen Marineglases kürzlich abzuwehren gewußt hat, mit Hilfe dessen es ihr gelungen ist, im Hafen unserer Stadt den Sohn unseres braven Kameraden Roland, des Kapitäns der „Perle“, ausfindig zu machen!“

Lebhaftes Bravo ertönte von allen Seiten und lautes Händeklatschen drückte den Beifall der Gesellschaft aus, Vater Roland aber erhob sich redelustig, räusperte sich etwas, da